

Die Kanondebatte im Spiegel der Printmedien, der Literaturwissenschaft und der universitären Lehre von Wolfgang Wiesmüller (Innsbruck)

Zur Präsenz und Aktualität der Kanondebatte

Wirft man einen Blick auf die Kanondebatte im deutschsprachigen Zeitungsfeuilleton oder in Zeitschriften und Magazinen, was die Sammlungen des „Innsbrucker Zeitungsarchivs zur deutsch- und fremdsprachigen Literatur“ (IZA) am Institut für deutsche Sprache, Literatur und Literaturkritik der Universität Innsbruck unter dem Schlagwort „Kanon“ rasch und problemlos ermöglichen¹, läßt sich Folgendes beobachten: Diese Debatte erweist sich nicht nur als Dauerbrenner, in gewisser Regelmäßigkeit wird auch ein ganz konkreter Kanon von Büchern, die man gelesen haben sollte, präsentiert und meistens auch gleich wieder heftig kritisiert und diskutiert. Dieser Vorgang hat sich allerdings, wie es scheint, in den letzten Jahren verdichtet. Es entsteht der Eindruck eines drohenden Verlusts des literarischen Traditionsbewußtseins und der völligen Auflösung von Verbindlichkeiten und Übereinkünften bezüglich eines gewissen gemeinsamen literarischen Grundstocks – vor allem im Deutschunterricht an den Schulen. Deshalb hat eine der führenden Wochenzeitungen Deutschlands, *Die Zeit*, die schon 1978 eine „Bibliothek der 100 Bücher“ zusammengestellt hat (3.11.1978), im Jahre 1997 (16.5./23.5./30.5.1997) unter dem Titel *Der deutsche Literatur-Kanon. Was sollen Schüler lesen?* eine Umfrage gestartet. Sie hat „namhaften Autoren und Zeitgenossen“ (darunter neben bekannten Literaturkritikern und Schriftstellern auch Unternehmern und Politikern) folgende Aufgabe gestellt:

Welche literarischen Werke der deutschsprachigen Literatur müßte ein Abiturient im Deutschunterricht gelesen haben? Bitte nennen Sie drei bis fünf Titel und begründen Sie Ihre Auswahl. Nennen Sie außerdem einen Titel, der nicht unbedingt zu diesem Mindestkanon gehören mag, von dem Sie aber möchten, daß er häufiger gelesen werde.

Im Vorspann zur Präsentation der Ergebnisse wird auch gleich auf die Probleme und Schwierigkeiten hingewiesen, vor die sich die Befragten gestellt sahen und mit denen sich in ähnlicher Weise jeder konfrontiert sieht, der einen Kanon zu erstellen hat: Von der zahlenmäßigen Beschränkung – hier sogar auf nur sechs Titel – über die Einschränkung auf die deutschsprachige Literatur bis hin zum Ansinnen eines Kanons überhaupt.

Zwei Beispiele seien aus dieser Umfrage kurz vorgestellt: Wie hat ein Schriftsteller und Kritiker (Reinhard Baumgart), und wie hat ein Unternehmer (Edzard Reuter) diese Aufgabe gelöst; sie stehen für verschiedene Begründungsmuster und Zugänge zum Kanonproblem: ersterer von Skepsis und Zweifeln geplagt, letzterer mit entschlossener Bestimmtheit.

REINHARD BAUMGART
Schriftsteller und Kritiker

Die Einladung, „drei bis fünf“ Pflichtlektüren für Abiturienten vorzuschlagen und damit in Umrissen gar einen „Kanon“ zu bilden, verschlägt einem schier den Atem und die Lust mitzuspielen. Wer so wenig liest, wird auch solch ein literarisches Existenzminimum nicht mehr verstehen wollen und genießen können. Mit diesem Vorbehalt und entsprechend zögernd und mürrisch nenne ich: Goethe „Die Wahlverwandtschaften“, Kleist „Das Käthchen von Heilbronn“, Büchner „Woyzeck“, Fontane „Effi Briest“, Grass „Die Blechtrommel“ – also nicht „Nibelungenlied“, „Faust“ oder „Die Buddenbrooks“ und was sonst noch in die nationale Schatzkiste zu gehören scheint – insofern ein Anti-Kanon, kein Bildungsvorrat. Doch meine Werke sind ebenso zugänglich wie komplex und enthalten stillschweigend viele andere Werke, der gleichen Autoren, der Epoche. An ihnen läßt sich erfahren, was Literatur an sich und für verschiedene Zeiten und Leser kann, will, soll. [...]

EDZARD REUTER
Unternehmer

Kein Zweifel: Wer nicht gelernt hat, Literatur zu lesen, muß „ein Fremdling bleiben auf Erden“. Zu jedem Lernen aber gehört Anleitung, ein tägliches Rüstzeug, ein Kanon. Dafür nur fünf Nennungen – welch grausame Kürze!

1. Natürlich Goethes „Faust“: Wie könnte man besser jene Zerrissenheit kennenlernen, die in jedem, auch in Dir, steckt?
2. Der „Woyzeck“ von Büchner: Was Eiseskälte den Menschen antun kann.
3. Schillers „Don Carlos“: das ewigwährende, nie zu Ende gehende Ringen um das Wesen der Politik.
4. Fontanes „Stechlin“: Würde, Zuneigung, Pflichtbewußtsein, Treue, Melancholie, Toleranz – das alles ohne Spur von falschem Pathos.
5. Und schließlich der „Nathan“ von Lessing: was heutzutage weniger denn je der Begründung bedarf.

Grimmelshausen fehlt auf der Liste, Hölderlin, Eichendorff, Rilke, Kafka, das eine oder andere von Thomas Mann oder Bert Brecht, Dürrenmatt – vor allem aber jene beiden Autoren, die mir über alles gingen: Uwe Johnson (bestimmt die „Mutmaßungen über Jakob“, vielleicht auch die „Jahrestage“) und Hans Sahl: „Die Wenigen und die Vielen“. Wer einen tragfähigen Kanon in sich aufgenommen hat, wird sich schnell von allein weiter zurechtfinden.

Das Ergebnis dieser *Zeit*-Umfrage fiel dann ja insgesamt nicht gerade überraschend aus: „Goethes Faust an der Spitze, gefolgt von Kafka, Thomas Mann, Büchner, Brecht, Schiller, Kleist und Lessing“ – ein Ergebnis, das im Anschluß von „drei Literaturexperten“

kritisch unter die Lupe genommen wurde – darunter auch der österreichische Germanist Wendelin Schmidt-Dengler, der sich wiederholt und engagiert in die Kanon-Debatte eingebracht hat.² Sein kritisches Resümee lautet: „ein ebenso repräsentatives wie abstruses Ergebnis“. Es führt ihn letztlich zu der ambivalenten oder paradoxen Feststellung, von der die Kanon-Diskussion insgesamt geprägt zu sein scheint: „So ist auch dieser Kanon zutiefst fragwürdig, wie jeder Kanon. Aber man kommt um die Kanondebatte nicht herum, so man noch daran glaubt, daß Literatur an der Schule vermittelt werden soll.“ Und somit spricht er auch eine Intention dieser *Zeit*-Umfrage an, die vorweg von den Veranstaltern formuliert wurde: Auch wenn die Kanon-Idee wenig oder nichts mit der Literatur selbst zu tun habe, so sollte wenigstens der „Streit darüber“ beginnen.

Ins selbe Horn wie die *Zeit* stößt 2001 der „Deutsche Lehrerverband“ mit seiner Forderung, „die Lektüre der Klassiker zur Pflicht an den Schulen“ zu machen“, wie *Die Welt* unter der Überschrift *Mehr Schiller für Schüler?* berichtet. Und im selben Jahr hat auch die Konrad-Adenauer-Stiftung ihre „Bildungsoffensive“ gestartet. Mit dem Aufmacher *Wiederbelebung des Literaturkanons* berichtet darüber Heike Schmoll in der *FAZ* vom 3.5.2001 und läßt eingangs auch gleich den politischen Stellenwert dieser Kanon-Diskussion erkennen, wenn sie den deutschen Bundestagspräsidenten Thierse zitiert; er habe unter Berufung auf Goethe, der 1808 begeistert gewesen sei, „an einem Elementarlesebuch zur Bildung der Nation mitzuarbeiten“, das nicht, „wie später von Gleichheitsideologen befürchtet, sozial ausgrenzen, sondern alle Bevölkerungsgruppen bilden“ sollte, gemeint: „Die Deutschen müßten ein paar Dinge gemeinsam haben, um sich ihrer Kultur zu versichern.“ Die Konrad-Adenauer-Stiftung hat in „einem elfseitigen Papier [...] literarische Mindestkanons für unerläßlich erklärt und Literatur-Empfehlungen für Hauptschule, Realschule und Gymnasium unterbreitet“, die Schmoll in der *FAZ* wie folgt zusammenfaßt:

Im Gymnasium sollen Schüler vom Mittelalter über Spätmittelalter, Barock, Aufklärung, Sturm und Drang (mit Goethe und Schiller) bis hin zur Klassik repräsentative Werke wahrnehmen. Aber auch die folgende Zeit soll nicht zu kurz kommen. Kleist, Hölderlin und Büchner sowie in der Romantik Novalis, Eichendorff und im ‚Jungen Deutschland‘ Heine müßten die Schüler lesen. Keller, Storm, Stifter, Fontane, Hauptmann, Kafka, Trakl, aber auch Werke der Weltliteratur und epochenunabhängige Lektüre werden vorgeschlagen. Besonders imposant ist die Liste für die Moderne: Thomas Mann, Bert Brecht (Lyrik, Stücke, Kalendergeschichten), Döblin, Musil, Roth, Schnitzler, Stefan Zweig, Tucholsky, Jünger (‚Die Zwille‘), Bachmann, Böll, Frisch, Dürrenmatt, Grass, Hermann Kant (‚Die Aula‘) und Kunzes Lyrik.

Wenn Schmoll abschließend feststellt, daß die „Realität“ leider zeige, „daß solche Lektürelisten nicht mehr selbstverständlich sind“, und zwar mit einem pauschalen Seitenhieb auf die „Germanistikstudenten“, für die „Lesen nicht unbedingt zu ihren

Liebblingsbeschäftigungen“ zähle und die auch nicht immer wüßten, „wer den ‚Wilhelm Meister‘ verfaßt hat“, so müßte sie auch die Frage stellen, wie realistisch und sinnvoll ein solcher „Mindestkanon“ ist.

Daß die Medien diesem in erster Linie (bildungs)politisch initiierten Bedürfnis nach einem literarischen Kanon, in seiner ursprünglichen Bedeutung als verbindlicher „Richtschnur“, nachgekommen sind und damit ihrerseits dieses Bedürfnis wiederum verstärken, läßt sich an einigen Unternehmungen von Zeitschriften und Magazinen ablesen: Das bekannteste Beispiel dafür ist wohl „Der Kanon des Starkritikers – Marcel Reich-Ranickis Auswahl der wichtigsten Werke deutschsprachiger Dichtung“, wie im Inhaltsverzeichnis der *Spiegel*-Ausgabe Nr. 25 vom 18.6.2001 zu lesen ist. Unter der kulturpessimistisch getönten Überschrift *Arche Noah der Bücher* wird dort der „persönliche Kanon deutscher Dichtung“ des „prominentesten und umstrittensten deutschen Literaturkritikers [...] in Zeiten der Informationsflut und eines neuen Bildungshungers“ als „wertvolle Orientierungshilfe“ vorgestellt, und zwar „nicht nur für Schüler, sondern auch für erwachsene Leser“.³

Das österreichische Magazin *profil* dürfte hier Anleihe genommen haben und hat in seiner Ausgabe Nr. 48 vom 26.11.2001 mit dem Aufmacher *Alles, was man lesen muß* die „50 wichtigsten Bücher aller Zeiten“ präsentiert. Auch dabei hat man zunächst auf Experten aus dem Bereich der Literatur, der Germanistik, des Journalismus oder des Buchhandels zurückgegriffen (u. a. auf die österreichischen Autorinnen Barbara Frischmuth und Ilse Aichinger, oder auf den als „Österreichs Germanist Nr. 1“ betitelten Wendelin Schmidt-Dengler, und auf die bekannte Journalistin Barbara Coudenhove-Kalergi). Gleichzeitig wurde auf der *profil*-Homepage ein Internet-Forum eingerichtet, auf dem die BenutzerInnen zu den „Experten“-Listen der „50 Klassiker fürs Leben“ Stellung beziehen konnten. Es sollte also sozusagen zum ‚Kanon von oben‘ so etwas wie ein Kanon der LeserInnen, also ein ‚Kanon von unten‘, erfragt werden. – Man hat sich hier sichtlich an dem Projekt der „Literarischen Gesellschaft Karlsruhe“ orientiert, die im Jänner 2001 eine Literaturumfrage im Internet begonnen hat, die im Oktober/Novemberheft der Zeitschrift *Buchkultur* (75-76/2001) unter der Überschrift *Literatur „von unten“ – der andere Kanon* vorgestellt wurde; als Zwischenergebnis werden dort auch die „ersten 15 Plätze der ‚Lebensbücher‘“ präsentiert (von Hermann Hesses *Siddharta* über die *Bibel* und Musils *Mann ohne Eigenschaften*, Dostojewskis *Schuld und Sühne*, Sten Nadolnys *Die Entdeckung der Langsamkeit* und John R. Tolkiens *Herr der Ringe* bis zu Jerome D. Salingers *Der Fänger im Roggen*, um nur einige herauszugreifen).

Es scheint sich also zu bestätigen, was Schmidt-Dengler in einem Interview zum Thema *Essenz der Kultur* in der genannten *profil*-Ausgabe festgestellt hat:

Es gibt heute einen großen Unterschied zu den siebziger und achtziger Jahren, in denen man die revolutionäre Expertise in der Kunst gesucht und nach dem Innovativen gefragt hat. Jetzt drängen die Medien, aber auch die Schulen und die Öffentlichkeit wieder nach Antworten auf die Frage, was wirklich die Essenz unserer Kultur ist.

Oder anders gefragt: Ist also jene Zeit angebrochen, nach der sich Schüler in der Hochblüte der antiautoritären Erziehung angeblich gesehnt haben, schenkt man folgender Anekdote Glauben, die Renate von Heydebrand kolportiert: „Kinder fragen die Lehrerin: ‚Was sollen wir lesen?‘ Antwort: ‚Was ihr wollt!‘ Darauf ein Stoßseufzer: ‚Wann müssen wir endlich mal nicht das lesen, was wir wollen!?’“⁴

Doch wer bestimmt, was wir lesen (müssen/sollen), und für wen? Läßt sich „künstlerische [respektive literarische] Qualität demokratisch ermitteln“ – was Thomas Rothschild in seiner Polemik gegen den erwähnten Versuch des *profil*, gleichsam „einen Literaturkanon der Österreicher“ zu ermitteln, unter der Überschrift *Trotta oder Potter?* strikt ablehnt – so in der *Presse (Spektrum/Literatur)* vom 3.2.2002. Oder sind die Institutionen mit ihren Spezialisten gefragt und sind diese nicht ohnehin immer am Werk, auch wenn sie keine Kanonlisten und Lektüreempfehlungen abgeben, also implizit und indirekt durch ihren Umgang mit Literatur, durch ihre Entscheidungen für oder gegen bestimmte Werke. So hat beispielsweise die Zeitschrift *Literaturen* (das von Sigrid Löffler herausgegebene *Journal für Bücher und Themen*) in ihrem Doppelheft 1/2 (Januar/Februar) 2002 nicht nur im Anschluß an den *Spiegel* und das *profil* ebenfalls einen, wie es heißt, „anderen Kanon“ erstellt, indem sie „Schriftstellern, Kritikern und Wissenschaftlern“ die Frage nach dem wichtigsten Buch ihres Lebens gestellt hat und in diesem Zusammenhang Befürworter und Kritiker der Kanon-Idee zu Wort kommen ließ; sie gibt auch auf die oben gestellte Frage „Wer bestimmt, was wir lesen“, die im Hefttitel schon als Feststellung ohne Fragezeichen erscheint, folgende Antwort: die „zehn Strategen, die den Buchmarkt steuern“, vom „Verleger“ über den „Buchhändler“ und den „Kritiker“ bis hin zum „Bildungspfleger“, der in der Gestalt des Anglisten und Bestseller-Autors Dietrich Schwanitz vorgestellt wird. Schwanitz hat nicht nur den satirischen Universitätsroman *Der Campus* geschrieben, sondern auch den Sachbuch-Seller *Bildung. Alles was man wissen muß* – eine „Geschichte des Abendlandes auf 500 Seiten“. Im Porträt über Schwanitz heißt es dazu:

Das Buch reagiert auf offensichtliche Versäumnisse an Schulen und Universitäten. In der Arbeit mit Studenten, vor allem mit seiner Hamburger Theatergruppe, sagt Schwanitz, habe er ein sicheres Gespür für den Horizont der interessierten Leser entwickelt, für all jene Bildungsgüter, die für sie nicht mehr selbstverständlich sind. „Das Bildungsbuch ist einfach aus der Praxis heraus entstanden.“

Inzwischen ist Christiane Zschirnt diesem Beispiel gefolgt und hat in derselben Reihe des Eichborn-Verlags 2002 den Band *Bücher. Alles, was man lesen muss* herausgebracht, 2000 Jahre Literatur auf 330 Seiten, womit sich der hier skizzierte Trend der Kanon-Diskussion in den Printmedien bestätigt, nämlich dem „Ruf nach dem Kanon“ zu folgen, wie Gudrun Braunsperger die Vorstellung des eben genannten Buches von Zschirnt in der *Furche* vom 21.3.2002 übertitelt; sie schließt ihre Rezension zurecht mit der kritischen Bemerkung:

Eine bewusst reflexive Interaktion mit dem Fundament unserer Kultur vermag den Blick jeder Epoche neu zu schärfen, und bei Bedarf wird das Gut, das diese Kultur bereithält, immer wieder gefunden werden – medial verordnet kann eine solche Entdeckung schwerlich werden.

Welche Rolle spielt nun die Literaturwissenschaft und speziell die universitäre Lehre, auch wenn sie sich nicht als „Bildungspflegerin“ im Sinne von Schwantz verstehen will, welche Rolle spielt sie im Konzert dieser Strategen, auch wenn sie vielleicht nicht gerade den Buchmarkt bestimmt, aber doch Einfluß darauf nimmt, was die Studierenden lesen (müssen/sollen), und damit in gewissem Ausmaß natürlich auch darauf, welche Bücher sie sich kaufen müssen – wobei aber immer noch die Frage offen bleibt, was die Studierenden tatsächlich lesen, und ob sie auch wirklich lesen, was sie lesen müssen, oder ob sie sich darüber lieber aus zweiter Hand informieren.

Bevor ich mich den eher praktischen Fragen zuwende, also warum, wie und wozu welcher Kanon in der universitären Lehre erstellt werden soll, möchte ich einen Blick auf die Auseinandersetzung der Literaturwissenschaft mit der Kanonfrage werfen, speziell auf ihr Interesse an der theoretisch-systematischen Reflexion von Kanonisierungsprozessen. Vor diesem Hintergrund kann dann vielleicht auch ihre eigene kanonbildende Funktion besser wahrgenommen werden.

Aspekte der literaturwissenschaftlichen Kanon-Theorie

Die DFG (Deutsche Forschungsgemeinschaft) hat 1996 dem Thema ‚Kanon‘ eines ihrer großen Symposien gewidmet und damit seine Bedeutung unterstrichen. Renate von Heydebrand hat die Beiträge und Ergebnisse dieses Symposiums 1998 in dem Band *Kanon Macht Kultur. Theoretische, historische und soziale Aspekte ästhetischer Kanonbildung* herausgegeben. Thomas Anz legt darin einen sehr hilfreichen systematischen Aufriß der behandelten Aspekte und eine Nomenklatur der Kanondiskussion vor, die hier zur Orientierung angeboten werden soll (siehe Mind-Map 1).⁵

Anz stellt zunächst die *Klassifizierungen des „Kanon“-Begriffs* in einer Reihe von Begriffspaaren vor:

Materialer Kanon vs. Deutungskanon

Als materialen Kanon bezeichnet man die aus der Überlieferung ausgewählten und als verbindlich festgesetzten Autoren/innen und/oder Werke (es gibt also einen Werk- und einen AutorInnen-Kanon). Dem steht ein Deutungskanon gegenüber, d. h. die Auslegungs- und Interpretationsmuster, die vorgeben, wie mit den kanonisierten Werken umzugehen ist; ein solcher Deutungskanon findet seinen Niederschlag z. B. in sogenannten Standardinterpretationen für den Schulgebrauch oder auch für die universitäre Lehre. Über das Verhältnis dieser beiden Kanonarten zueinander gibt es unterschiedliche Auffassungen: Zum einen besteht die These, daß der materiale Kanon beständig ist, der Deutungskanon hingegen einem Wandel unterworfen ist, was bedeutet, daß ein und dieselben Texte

immer wieder nach neuen Interpretationsmustern ausgelegt werden. Zum anderen wird eine dialektische Wechselwirkung zwischen beiden angenommen, denn, wie Heydebrand/Winko festhalten, ist die „Kanonisierung von Literatur das Resultat von Lese-, Deutungs- und Wertungsprozessen [...], in denen sowohl individuelle als auch institutionelle Faktoren auf komplexe Weise zusammenwirken“.⁶

Idealer (offizieller, expliziter, postulativer) vs. Realer (inoffizieller, aktiver, wilder) Kanon

Dem idealen Kanon (erstellt und verordnet durch Bildungsinstitutionen) steht ein eigener, abweichender Kanon gegenüber, den die Leserschaft durch ihre Vorliebe für AutorInnen und Bücher bestimmt. In diese Richtung zielen die empirische Leserforschung und die oben aufgezeigten Projekte zur Erhebung eines ‚Kanon von unten‘. Das würde auch implizieren, daß man einen Kanon zwar vorgeben kann, daß aber damit die Akzeptanz bei der Leserschaft nicht garantiert ist.

Kernkanon vs. Akuter Kanon

Hier geht es um den Zeitaspekt des Kanons. Es gibt sozusagen einen längerfristigen, resistenten Kanon, der einen festen Kernbereich oder Kernbestand abdeckt. Um ihn herum erstreckt sich aber eine flexiblere Zone, in der sich der Kanon ändert und wandelt.

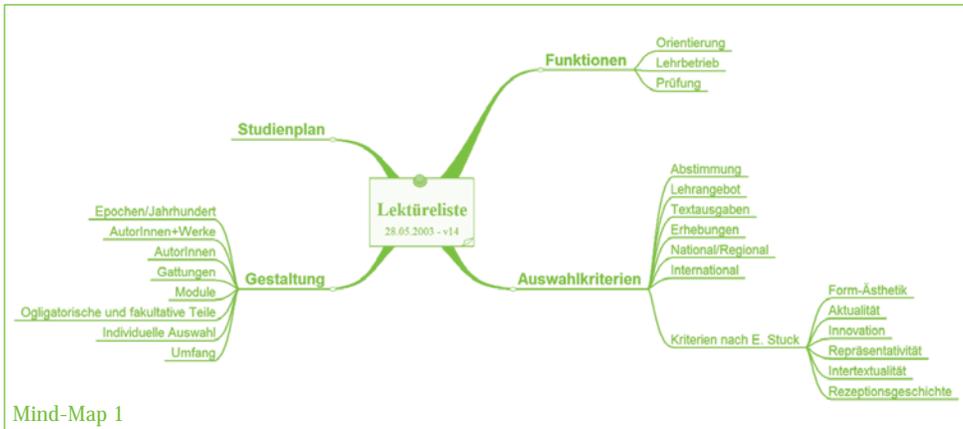
Gruppenkanon vs. Institutionen

Mit dieser Unterscheidung ist der Geltungsbereich eines Kanons angesprochen. Neben dem Universalanspruch des von Institutionen vorgegebenen Kanons bilden verschiedene soziale Gruppen und Schichten, beispielsweise bestimmte Altersgruppen von Schülerinnen und Schülern, ihren eigenen Kanon aus. Die Zugehörigkeit zu einer Gruppe läßt dann auch deren Kanon verbindlich werden.

Ein weiteres Feld der Kanonforschung stellt die Frage nach den *sozialen Funktionen des Kanons* dar, wobei diese Funktionen sehr ambivalent gesehen werden. Ihnen liegt die generelle Opposition von Kanonisierung (Pflege, Revision, Erweiterung des Kanons) auf der einen und De-Kanonisierung (Kritik am Kanon, Pluralisierung) auf der anderen Seite als sozialen bzw. institutionellen Handlungsprozessen zugrunde. So wird Kanonisierung als Sozialisierungsinstrument betrachtet, mit dem auch Herrschaft ausgeübt wird, die einerseits die individuelle Entfaltung einschränkt und Unterwerfung fordert, andererseits aber auch, mit Bourdieu gesprochen, ‚kulturelles Kapital‘ und sozialen Status vermitteln kann.

Weiters wird in diesem Zusammenhang von der konsensbildenden Funktion eines Kanons gesprochen, der als gemeinsame Basis vorausgesetzt werden kann und auf den sich die TeilnehmerInnen am Diskurs über Literatur auf den verschiedensten Ebenen beziehen können.

In Verbindung damit wird auch auf die identitätsstiftende Funktion von Kanones verwiesen, und zwar von der individuell-personalen über die soziale bis hin zur nationalen Identität im gesellschaftlichen Segment der Kultur. Als Problem wird auch



hier wiederum die Unterbindung von Pluralität, Diskussion und Dissens und die mit der kanonischen Abgrenzung einhergehende Ausgrenzung gesehen, z. B. aus feministischer Sicht der Umgang mit Schriftstellerinnen in Kanonisierungsprozessen.⁷

Daß an der Kanonbildung sehr wesentlich die *Einrichtungen der Literaturproduktion und Literaturvermittlung* sowie die *Bildungsinstitutionen* beteiligt sind, wurde schon erwähnt. Sie seien hier mit Anz nochmals aufgezählt: Verlage, Buchhandel, Literaturkritik, Bibliotheken, Theater, Schule (Deutschunterricht), Universität (Literaturwissenschaft und Fachdidaktik).

Schließlich faßt Anz die verschiedenen *Positionen der Kanon-Diskussion* in ihrem Spektrum zwischen Für und Wider zusammen. Den einen Pol bilden die Befürworter und Verteidiger der Kanon-Idee. Ihrer Meinung nach ist die Notwendigkeit eines Kanons aufgrund seiner kulturellen und sozialen Funktionen (Identität und Integration) unbestritten. Es gelte daher, den Kanon zu bewahren und zu pflegen, seine Einheit und Universalität zu garantieren. Am anderen Pol wird für die Freiheit von normativen Zwängen und für die Pluralisierung gesprochen; ein Kanon sei anachronistisch, ein Erbe des Bildungsbürgertums und einer durch und durch pluralistischen und internationalisierten Gesellschaft nicht mehr angemessen. Außerdem sei die Kanonbildung kontraproduktiv, es werde erst recht das *nicht* gelesen, was vorgeschrieben wird, die normative Kraft des Kanons sei obsolet geworden. Dazwischen finden sich abgestufte Positionen vom positiven zum negativen Pol hin:

- Der materiale Kanon muß zwar bewahrt werden, aber der Deutungskanon kann und soll sich verändern, um gesellschaftlichen und geschichtlichen Veränderungen Rechnung zu tragen.
- Der Kanon muß immer wieder revidiert werden, wobei die Anzahl der kanonisierten Texte einen festen Rahmen abgeben soll.
- Jeder Kanon bedarf eines Gegen-Kanons. Man muß immer wieder Texte ins Spiel bringen, die vom Kanon ausgeschlossen sind.

- Kanonbildung ist ein Vorgang, der nicht ausgeschaltet werden kann, er ist unausweichlich. Wenn man einen Kanon abschafft, bildet sich ein neuer, ohne daß er als solcher benannt wird (anonymer Kanon). Daher geht es einfach darum, Vorgänge, die einer Art Kanonbildung entsprechen, zu beobachten und zu reflektieren.

Ich möchte diesen Teil mit zwei Thesen oder Vorschlägen beschließen, die mir, wenn man die Kanon-Idee nicht grundsätzlich in Frage stellt, bedenkenswert und diskussionswürdig erscheinen, und die, wenn man so will, von zwei ‚Autoritäten‘ der Kanonforschung aufgestellt wurden.

Zum einen sei auf Renate von Heydebrand verwiesen. Sie hält zunächst am normativen Anspruch eines Kanons fest: „Unter ‚Kanon‘ will ich eine strenge Auswahl von Autoren und Werken der Literatur verstehen, die eine Gemeinschaft für sich als die vollkommensten anerkennt und mit Argumenten verteidigt. Darauf möchte ich bestehen: Ein Kanon ist nicht irgendeine statistisch ermittelte Bestenliste; er wirkt als Norm.“⁸ Andererseits aber plädiert sie dafür, daß sich der Kanon „nicht auf das zu beschränken“ hat, „was die Schule vermitteln kann. Die Leser würden auf verschiedenen Stufen ihrer Sozialisation und nach verschiedenen Bedürfnissen mit je verschiedenen Ausschnitten des Kanons bekannt gemacht. [...] Das heißt: In allen kulturellen Teilbereichen müssten Kanonisierungsprozesse in dem Sinne stattfinden, daß diskutiert wird, was unter den besonderen Bedürfnissen und Werterwartungen das Wichtigste ist.“⁹ Damit werden die jeweiligen Rahmenbedingungen besonders herausgestrichen, in denen ein Kanon mit klar reflektierten Aufgaben und Zielvorgaben aufgestellt wird. Das würde auch für die universitäre Lehre gelten als eben einem solchen „kulturellen Teilbereich“, auf dessen Bedürfnisse und Werterwartungen der Kanon abgestimmt werden soll, wobei freilich diskutiert und dann auch festgelegt werden müßte, wie diese Bedürfnisse und Werterwartungen aussehen.

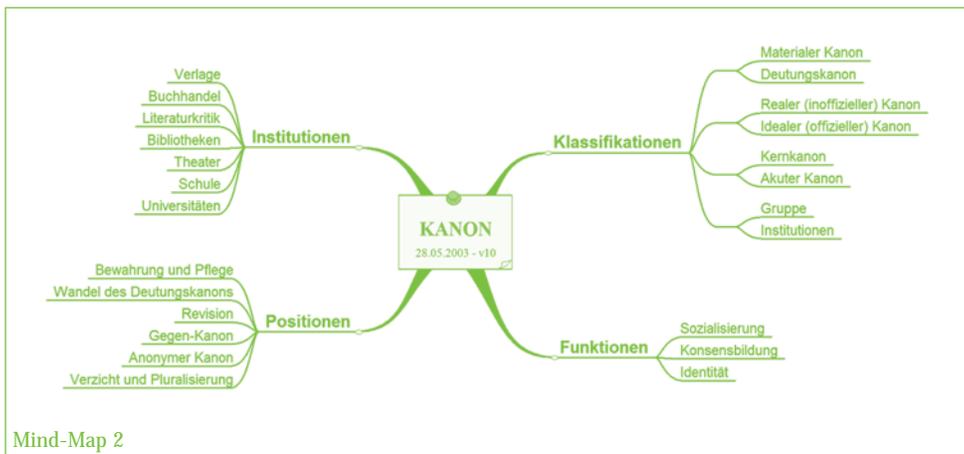
Zum anderen möchte ich in Erinnerung rufen, was Harro Müller-Michaels über „Aktualität“ und „Historizität“ literarischer Texte als „Auswahlprinzipien“ der Kanonbildung mit Blick auf den Deutschunterricht vorgeschlagen hat. Er meint, man solle bei der Auswahl der Texte das Kriterium der „Aktualität“, also ihre Brauchbarkeit für „Diskussionen über Probleme im Alltagshorizont der Schüler“, nicht über das Kriterium der „Historizität“ stellen, womit er die Bedeutung eines Textes im historischen Zusammenhang und im Verlauf seiner Rezeptionsgeschichte meint. Man sollte vielmehr beide Auswahlprinzipien „so miteinander [...] verknüpfen, daß aktualisierend-identifikatorische Leseweisen das Interesse an der Literatur vergangener Epochen wecken und kritisch-historisierende Analysen Wissen und Erfahrung der Lesenden erweitern und damit wiederum neue Zugänge zu anderer Literatur eröffnen.“¹⁰

Damit sind wir beim dritten und letzten Abschnitt angelangt, nämlich bei praktischen Fragen wie der nach brauchbaren Kriterien für die Auswahl von Texten für den Unterricht.

Methodische Überlegungen zur Erstellung von Lektürelisten

Die Mind-Map 2 stellt den Versuch dar, die bei der Erstellung von Lektürelisten zu berücksichtigenden Aspekte systematisch zu strukturieren. Mit Blick auf den *Studienplan* stellt sich zunächst die Frage, für welche Fachbereiche und Fächer es sinnvoll ist, Lese- oder Lektürelisten zu erstellen. Geht man davon aus, daß man künftighin Fachprüfungen auch unabhängig vom Besuch der entsprechenden Lehrveranstaltungen ablegen kann, wird man um die Erstellung von Fachliteraturlisten nicht herumkommen. Ich möchte mich aber hier auf Lektürelisten für die Primärliteratur im Bereich der neueren deutschen Literatur beschränken.

Was die *Funktionen* einer Lektüreliste betrifft, wird man vorerst ihren Stellenwert im Lehrbetrieb bestimmen müssen, also fragen, in welchen Lehrveranstaltungen wie auf die Lektüreliste bezug genommen werden kann und welche Berücksichtigung sie finden soll. Weiters wird die Relevanz einer Lektüreliste bei Prüfungen (etwa als Prüfungsstoff im Rahmen von Diplomprüfungen) zu überlegen sein. Im Zentrum steht jedoch die Frage nach ihrer generellen Funktion, nach ihrer Sinnhaftigkeit. Die Antwort könnte dahingehend ausfallen, daß die Lektüreliste den Studierenden durch das gesamte



Mind-Map 2

Studium hindurch als *Orientierung* dienen soll, im Sinne eines chronologischen wie synchronen Überblicks oder einer Zusammenschau, die es ihnen ermöglicht, einerseits die in den einzelnen Lehrveranstaltungen behandelten Ausschnitte und Details in größere Zusammenhänge einordnen zu können, andererseits aber auch wahrzunehmen, wo es Lücken gibt und wie diese (durch eigenständige Lektüre) zu füllen wären. Wenn man also so etwas wie eine übergeordnete Funktion der Lektüreliste formulieren möchte, so könnte dies durchaus auf der Basis dessen erfolgen, was auf der bisher gültigen „Lektüreempfehlung“ für die Studienrichtung „Deutsche Philologie“ an der Universität Innsbruck zu lesen ist/war:

Diese Liste versteht sich als eine Aufforderung zum Lesen. Sie soll dazu motivieren, sich einen Überblick über die Geschichte der Literatur anhand von Primärtexten zu verschaffen. Sie ist eine Auswahl, die keinen normativen oder kanonischen Anspruch stellt. Als Empfehlung muß sie flexibel sein: Texte sind individuell austauschbar und neu kombinierbar; auch die genannten Autoren können in Einzelfällen durch vergleichbare Autoren ersetzt werden. Schon bei der Festsetzung des Umfangs wurde darauf Bedacht genommen, individuelle Leseinteressen nicht übermäßig einzuengen, sondern eher eine Art „Minimalprogramm“ vorzugeben.

Ein weiterer und sehr entscheidender Aspekt besteht natürlich in den Kriterien der Auswahl der Autorinnen und Autoren sowie der Texte. Diese *Auswahlkriterien* sind in der Mind-Map 2 summarisch und in beliebiger Reihe im rechten unteren Ast aufgelistet. Es handelt sich dabei u. a. um jene Kriterien, die eine Arbeitsgruppe am Institut für deutsche Sprache, Literatur und Literaturkritik der Universität Innsbruck für die Erstellung einer neuen „Lektüreliste“ zur Zeit diskutiert.

- *Abstimmung*: Damit ist gemeint, daß man sich umsehen könnte, wie andere österreichische Germanistikinstitute das Problem „Lektüreliste“ gelöst haben und wo es Übereinstimmungen gibt. Diese könnten dann auch in der eigenen Liste Berücksichtigung finden, vergleichbar mit einer „corporate identity“, was natürlich keine völlige Gleichschaltung bedeuten muß. Der Spielraum für ein eigenständiges Profil bleibt auf jeden Fall gewahrt.
- *Lehrangebot*: Was für die Abstimmung mit anderen Lektürelisten gilt, gilt auch mit Blick auf das Lehrangebot. So gibt es beispielsweise im Rahmen der Studienrichtung „Deutsche Philologie“ an der Universität Innsbruck das Angebot von literaturgeschichtlichen Zyklusvorlesungen, in denen in regelmäßiger und wiederholter Abfolge die deutschsprachige Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart nach Epochen oder Jahrhunderten präsentiert wird. Die Lektüreliste sollte also jene Autoren und Werke besonders berücksichtigen, die von den Lehrenden in diesen Zyklusvorlesungen behandelt werden. Weiters besteht für die genannte Studienrichtung schon seit längerer Zeit eine Lehrveranstaltung im 1. Studienabschnitt, die sich „Überblick über die neuere deutsche Literatur“ betitelt und für die so etwas wie ein ‚Kern-Kanon‘ erstellt wurde.
- Auf die *Erhebungen* möchte ich später zu sprechen kommen (anhand eines Modells der Universität Fribourg)
- Unter *nationalen/regionalen Kriterien* wird in unserem Fall zu überlegen sein, welchen Stellenwert die österreichische Literatur und nochmals spezieller die Tiroler Literatur einnehmen soll, bildet sie doch einen der Schwerpunkte in Forschung und Lehre an der Universität Innsbruck. Daß und in welcher Form es einen österreichischen Literaturkanon gibt, hat Sigurd Paul Scheichl zu skizzieren versucht, wenngleich er einschränkt, daß er die „Frage, wer nun zum österreichischen ‚Literatur-Kanon‘ gehört und wer nicht, wessen Kenntnis man

vom österreichischen Intellektuellen erwartet und wen man sich als ‚Gebildeter‘ in Österreich ersparen kann, [...] nicht zu beantworten vermag“. Dennoch lassen sich seiner Meinung nach „Bedingungen“ angeben, „die die Herausbildung eines spezifischen ‚Literatur-Kanons‘ in Österreich fördern sollten und wohl auch gefördert haben“, insbesondere im Bereich der österreichischen Germanistik.¹¹ Sehr anregend und bedenkenswert erscheint mir Scheichls Unterscheidung folgender „vier Gruppen“ österreichischer Autorinnen und Autoren im Hinblick auf ihre „Stellung im österreichischen ‚Literatur-Kanon‘“, und zwar „im differenzierenden Vergleich vor allem zu Deutschland“:

- 1.1 Jene Autoren, die in allen deutschsprachigen Ländern zum ‚Literatur-Kanon‘ gehören, ohne dass es wesentliche Unterschiede in der Art der Rezeption gäbe. Das scheint mir z. B. bei Stifter und Trakl der Fall zu sein, auch bei Horváth und Canetti.
- 1.2 Ein nicht geringer Teil dieser Schriftsteller ist in Österreich erst über Deutschland rezipiert worden: Broch, Musil – die im Lehrplan von 1946 noch fehlen! –, Ingeborg Bachmann, Paul Celan, wohl auch Joseph Roth.
2. Autoren, die in Österreich anders rezipiert werden als sonst: Grillparzer (mit dem Merkmal des Staatsdichters, durch das wahrscheinlich wichtige Qualitäten seines Werks gerade in Österreich lange verstellt wurden), Nestroy, Thomas Bernhard, wahrscheinlich Joseph Roth und Karl Kraus.
3. Autoren, die nur noch in Österreich zum ‚Literatur-Kanon‘ gehören: vermutlich Raimund; Saar, Ebner-Eschenbach; Weinheber und wohl auch sein Gegenspieler Theodor Kramer; vielleicht schon Doderer; Christine Busta; in der unmittelbaren Gegenwart eine Reihe von Autoren und Autorinnen des Residenz Verlags.

Daneben wird man aber auch, in einem bestimmten Umfang jedenfalls, den Blick über die Grenzen der deutschsprachigen Literatur hinaus auf die Weltliteratur weiten müssen.

Ein Bündel von Kriterien, die die bisher genannten ergänzen können, hat die Schweizer Germanistin Elisabeth Stuck in eine Reihe von Fragen verpackt, die sie in ihrem Vortrag *Die Rolle des literarischen Kanons an der Universität*¹² am X. Internationalen Germanistenkongress in Wien 2000 vorgetragen hat:

Weist das Werk X (oder weisen die Werke der Dichterin Y/des Dichters Z) interessante formal-ästhetische Eigenschaften auf? Bietet es (bieten sie) mit seinen (ihren) inhaltlichen und thematischen Aspekten lebensweltliche Bezugsmöglichkeiten? Leitet es (leiten sie) literaturgeschichtlich einen Innovationsschub ein? Greift es (greifen sie) Themen auf, die sozialhistorisch relevant sind? Gilt es (gelten sie) als repräsentativ für die Epoche? Steht es (stehen sie) exemplarisch für die Gattung? Wird es (werden sie) durch viele intertextuelle Bezüge und in Neubearbeitungen

wieder aufgegriffen? [...] Spielt es (spielen sie) über die deutsche Literatur hinaus in der europäischen Literatur/Weltliteratur eine wichtige Rolle?

Aus diesen Fragen habe ich jene Kriterien herausdestilliert, die man in der Mind-Map 2 aufgelistet findet und die wohl in der Tat bewußt oder unbewußt bei der Erstellung einer Lektüreliste durch Germanistinnen und Germanisten eine wesentliche Rolle spielen dürften: Form-Ästhetik – Aktualität – Innovation (im Kontext der literarhistorischen Entwicklung) – Repräsentativität (also das Exemplarische für eine Epoche oder Gattung) – Intertextualität (die Verknüpfung mit anderen Werken), was besonders für jene Werke gilt, die immer wieder aufgegriffen werden, womit wir schon beim letzten Kriterium sind: die Rezeptionsgeschichte, aus der die Bedeutung eines Textes im kulturellen Kontext und in der Tradition eines bestimmten Kulturraums ersichtlich wird.

Was den Aufbau und die Gliederung einer Lektüreliste betrifft, kann man nach verschiedenen Gesichtspunkten vorgehen: Man kann eine Einteilung nach Epochen oder Jahrhunderten vornehmen, man kann Autoren/Autorinnen und Werke auflisten, aber auch nur die Namen von Autoren/Autorinnen, von denen die Studierenden nach freier Wahl Texte gelesen haben sollten. Ebenso ist eine Unterteilung nach Gattungen möglich. Man wird auch an eine Einteilung in feste und flexible, obligatorische und fakultative Teile denken können, letztere eventuell in Form von wählbaren Modulen. Schließlich sollte auch die Möglichkeit einer individuellen Auswahl eingeräumt werden. Was den Umfang betrifft, gilt es wohl, das richtige Augenmaß für die Bewältigung des Lesepensums in der zur Verfügung stehenden Zeit zu finden.

Wenn man allerdings die Erstellung von Lektürelisten grundsätzlich als problematisch empfindet, so bietet sich als Alternative jene Vorgangsweise an, die das Department für Germanistik/Abteilung Neuere deutsche Literatur der Universität Fribourg/Freiburg in der Schweiz gewählt hat. Auf der Homepage dieses Departments finden sich unter der Überschrift „Hinweise zur studienbegleitenden Lektüre“ als Präambel zunächst „Sieben Thesen zum Problem germanistischer Leselisten“, von denen die ersten beiden wie folgt lauten:

(1) Den Studierenden des Faches Deutsche Literatur irgendwelche Titel-Listen mit ‚obligatorischen‘ bzw. ‚empfohlenen‘ Werken für ihre private Lektüre in die Hand zu geben, ist aus sachlichen wie aus hochschuldidaktischen Gründen unververtretbar.

(2) Den Studierenden des Faches Deutsche Literatur keine Titel-Listen mit ‚obligatorischen‘ bzw. ‚empfohlenen‘ Werken für ihre private Lektüre in die Hand zu geben, ist aus sachlichen wie aus hochschuldidaktischen Gründen unververtretbar.

Als Ausweg aus diesem „Dilemma“ wurde der „demoskopische Weg“ beschritten. Den Studierenden wird „eine rein deskriptive ‚Hitliste‘ mit beratender Funktion“ vorgelegt, also „eine unkommentierte, anonym-statistische Information über die Ergebnisse einer

Umfrage, welche Werke denn diejenigen Lehrkräfte, bei denen man selbst studiert, für die wichtigsten halten“. Die Fragestellung lautete beispielsweise: „Welche 20 deutschsprachigen Romane sind Ihrer Meinung für Studierende der Deutschen Literatur am wichtigsten zu lesen?“ Deshalb ist die Liste auch nach Gattungen und innerhalb der Gattungen nach Jahrhunderten gegliedert. Über die traditionelle Gattungstrias hinaus wurde u. a. noch gefragt nach: „nichtfiktionale[r] Prosa (Satire, Aphoristik, Autobiographik, Philosophie, Wissenschaft, Religion, Politik etc.)“, nach „Werke[n] der Weltliteratur“, „weltliterarischen Klassiker[n] des Kinder-, Jugend- und Abenteuer-Buchs“, „nationalen und internationalen Klassiker[n] des Hörspiels/ Fernsehspiels/ Films/ Video- oder Audio-Mediums“ sowie nach „internationalen Klassiker[n] der Poetik (bzw. literaturtheoretisch relevanter Aesthetik und Philosophie)“. Was die Quantität betrifft, wurden für jede Gattung jeweils 20 Werke erbeten. Da sich aber die Werknennungen zur jeweiligen Gattung nur teilweise gedeckt haben, enthält die Liste natürlich weit mehr als 20 Titel pro Gattung. Geht man davon aus, daß die Lektüre eines literarischen Werkes im Rahmen eines Germanistikstudiums mehr bedeutet, als den Text einfach nur gelesen zu haben, dann scheint mir die These 7 der Präambel etwas unrealistisch zu sein: „Die Studierenden müssen keineswegs alle angeführten Werke der folgenden Umfrage-Liste lesen. Sie müssen aber – in kontinuierlicher eigener Auswahl und Schwerpunktbildung – weit mehr lesen als die Werke dieser Liste.“

Man kann eine solche ‚Hitliste‘ als brauchbaren Kompromiß akzeptieren. Dennoch möchte ich bezweifeln, ob nicht auch einer solchen Liste ein gewisser normativer Charakter anhaftet, wie denn in These 3 zurecht angemerkt wird, daß „auch bloße Empfehlungen [...] sich durch die Examens-Hoheit der Empfehlenden heimlich normierend“ auswirken – und der Unterschied zwischen „Hinweise[n] zur studienbegleitenden Lektüre“, wie sich die ‚Charts‘ aus Fribourg bezeichnen, und „Empfehlungen“ scheint mir nicht sehr groß zu sein. Und schließlich wird in These 5 indirekt eine gewisse Verbindlichkeit dieser Liste eingefordert und damit den Studierenden doch wieder die Rute ins Fenster gestellt:¹³

Ein weiteres Kriterium für eine solche Liste (und damit eines der Argumente für ihre Veröffentlichung) besteht in einem – bis zu einem gewissen Grade noch immer wirksamen – impliziten Konsens unter den Literaturforschern einer Generation darüber, was man untereinander als bekannt voraussetzt. Diese Voraussetzung muss keineswegs immer richtig oder auch nur gut begründet sein – will man aber den aktuellen wissenschaftlichen Publikationen und Diskussionen folgen können, bekommt man ohne Kenntnis dieses ‚Konsensbereiches‘ unweigerlich Probleme.

Wenn man sich allerdings entschließt, das oben angesprochene „Dilemma“ anders zu lösen, nämlich anstelle von „Charts“ doch „Lektürelisten“ oder „Lektüreprüferungen“ zu erstellen, so werden die mit der Kanonbildung generell verbundenen Probleme, wie sie hier auch bewußt gemacht werden sollten, natürlich keineswegs weniger, und wenn noch dazu der Konsens aller an einem Institut im Fachbereich „Neuere

deutsche Literatur“ Lehrenden angestrebt wird, wohl auch die Mühen eines solchen Unterfangens nicht geringer. Dennoch scheint mir das der ‚ehrlichere‘ Weg zu sein, wenngleich er sich vermutlich als Gratwanderung gestalten wird: zum einen zwischen idealen Zielvorstellungen und pragmatischen Rücksichten (Rahmenbedingungen des Lehrbetriebs und Studiendauer), zum anderen zwischen festen Bestandteilen eines materialen Kanons und flexiblen Modulen bzw. individuellen Gestaltungsspielräumen der Studierenden. Mindestens so wichtig aber wie das Ergebnis sind die Diskussionen und Debatten zu veranschlagen, die auf diesem Weg geführt werden (müssen), halten sie doch die „Kanonreflexion“¹⁴ in Gang, ohne die jede Form der Kanonbildung tatsächlich zu einem Traditionsautomatismus erstarrt.

Anmerkungen

Dem Beitrag liegt ein Impulsreferat bei den „Kontroversen im Brenner-Forum“ vom 4.6.2002 im Literaturhaus am Inn zugrunde, die dem Thema „Die Kanondebatte lebt. Ist der Literatur-Kanon tot?“ gewidmet waren. Neben Prof. Dr. Wolfgang Wiesmüller (Institut für deutsche Sprache, Literatur und Literaturkritik der Universität Innsbruck) haben Frau Mag. Christa Wernisch vom Akademischen Gymnasium in Innsbruck und Prof. Dr. Michael Klein, Leiter des Innsbrucker Zeitungsarchivs zur deutsch- und fremdsprachigen Literatur (IZA), daran teilgenommen. Es ging dabei um die aktuelle Kanondebatte, die Rolle der Literaturkritik im Prozeß der Kanonisierung, den Stellenwert des Lektürekansons im Literaturunterricht sowie um die Bedeutung von Leselisten im Bereich der Literaturwissenschaft.

¹ Die nach dem 1.10.2000 erschienenen Artikel sind auch über Internet abrufbar: <http://iza.uibk.ac.at>.

² Vgl. z. B. Wendelin Schmidt-Dengler/Klaus Zeyringer: Die einen raus – die anderen rein. Zur Problematik des Kanons in der österreichischen Literatur. In: Wendelin Schmidt-Dengler, Johann Sonnleitner und Klaus Zeyringer (Hg.): Die einen raus – die anderen rein. Kanon und Literatur: Vorüberlegungen zu einer Literaturgeschichte Österreichs. Berlin 1993 (Philologische Studien und Quellen, H. 128), S. 9–18. Schmidt-Dengler und Zeyringer insistieren hier auf der Unabdingbarkeit der „Kanonreflexion“, die wichtiger sei als die Erstellung eines Kanons selbst, d. h., daß beispielsweise die „Literaturwissenschaft [...] als Grundvoraussetzung ihres Tuns ihre Auswahlprinzipien sichtbar macht, erklärt und darstellt, daß sie ihr ‚Material‘ nicht als ein vom Kulturhimmel gefallenes oder irgendwie, nebulos, auf einer Wolke in den Literaturhimmel aufgefahrenes betrachtet, es damit in einer Gloriole der Unantastbarkeit vorführt, sich letztlich selbst mit dem Reflex dieser Gloriole umhüllt und auf uneinnehmbare Machtpositionen zurückzieht“ (S. 11).

³ Die von Reich-Ranicki vorgeschlagenen Romane sind inzwischen in einer zwanzigbändigen Kasette mit dem verabsolutierenden Titel „*Der Kanon*“. *Die deutsche Literatur. Romane* im Suhrkamp-Verlag erschienen, was auch den ökonomischen und werbestrategischen Aspekt eines solchen ‚Kanons‘ unterstreicht.

⁴ Renate von Heydebrand: Probleme des ‚Kanons‘ – Probleme der Kultur- und Bildungspolitik. In: Johannes Janota (Hg.): Germanistik, Deutschunterricht und Kulturpolitik. Tübingen 1993 (Vorträge des Augsburger Germanistentags 1991, Bd. 4), S. 3–22, hier S. 3.

⁵ Vgl. zum Folgenden Thomas Anz: Einführung. In: Renate von Heydebrand (Hg.): Kanon Macht Kultur. Theoretische, historische und soziale Aspekte ästhetischer Kanonbildung. Stuttgart-Weimar 1998 (Germanistische Symposien. Berichtsbände XIX), S. 3–8.

⁶ Renate von Heydebrand/Simone Winko: Geschlechterdifferenz und literarischer Kanon. Historische Beobachtungen und systematische Überlegungen. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur (IASL) 19, 1994, H. 2, S. 96–172, hier S. 132.

⁷ Welche Rolle die Geschlechtszugehörigkeit und Geschlechterstereotype im Kanonisierungsprozeß spielen, zeigt Elfriede Pöder am Beispiel von Annette von Droste-Hülshoff. Vgl. Elfriede Pöder: Weibliches Vermögen: Ich-Konstruktionen – Subjekt-Positionen. Literaturwissenschaftliche Feminismen. Exemplarische Anwendung auf den Bereich Lyrik. In: Sieglinde Klettenhammer/Elfriede Pöder (Hg.): Das Geschlecht, das sich

(un)eins ist? Frauenforschung und Geschlechtergeschichte in den Kulturwissenschaften. Innsbruck-Wien-München 1999, S. 269–285.

⁸ Heydebrand (Anm. 4), S. 4f.

⁹ Ebd., S. 17.

¹⁰ Harro Müller-Michaels: Aktualität oder Historizität? Zur Kontroverse über leitende Prinzipien der Kanonbildung. In: Klaus Grubmüller/Günter Hess (Hg.): Bildungsexklusivität und volkssprachliche Literatur. Literatur vor Lessing – nur für Experten? Tübingen 1986 (Akten des VII. Internationalen Germanistenkongresses Göttingen 1985, Bd. 7), S. 216–225, hier S. 218f.

¹¹ Sigurd Paul Scheichl: Der literarische Kanon in Österreich – ein österreichischer literarischer Kanon. In: Bjorn Ekmann, Hubert Hauser, Peter Porsch und Wolf Wucherpfennig (Hg.): Deutsch – eine Sprache? Wie viele Kulturen? Kopenhagen-München 1991 (Kopenhagener Kolloquien zur deutschen Literatur Bd. 15 / TEXT&KONTEXT Sonderreihe, Bd. 30), S. 101–126, hier S. 113–115.

¹² Erscheint in den Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000, und zwar im „Jahrbuch für Internationale Germanistik“ (Reihe A: Kongressberichte, Bd. 60: Kanon und Kanonisierung als Probleme der Literaturgeschichtsschreibung/Interpretation und Interpretationsmethoden).

¹³ Aus österreichischer Sicht ist im Zusammenhang mit diesem Konsensaspekt interessant, daß in der ‚Hitliste‘ aus Fribourg unter den Prosagattungen Adalbert Stifter, der österreichische ‚Klassiker‘ des 19. Jahrhunderts, nicht zu finden ist.

¹⁴ Vgl. Schmidt-Dengler/Zeyringer (Anm. 2).